

Der Kartoffelkäfer
(*Leptinotarsa decemlineata*)
Ferdinand Gielen



Hiermit soll einmal an ein „Tierchen“ erinnert werden, das bei uns Erwachsenen fast in Vergessenheit geraten und der jüngeren Generation gar völlig unbekannt ist. Der Käfer hat in früheren Zeiten den Menschen erheblichen Kummer bereitet.

Der Namensteil „decemlineata“ sagt alles über sein Aussehen. Die gelblichen Flügeldecken sind mit zehn schwarzen Linien versehen (decem = zehn, lineata – liniert oder gestreift). Der Nackenschild ist orange und schwarz gefleckt. Damit ist der Käfer unverwechselbar. Trotz seines etwas plumpen Körperbaus ist er als durchaus hübsch zu bezeichnen.

Sympathien trug ihm sein Aussehen allerdings nicht ein – im Gegenteil, er wurde zutiefst gehasst wegen seiner außergewöhnlichen Gefräßigkeit. Seine Freßpflanzen waren und sind die Nachtschattengewächse (Solanaceae). Dazu gehören z.B. Paprika, Tomate, Tabak und die Kartoffel. Diese Pflanze war seine Leibspeise. Nachdem alle Nachtschattengewächse mehr oder weniger giftig sind, hat er keine natürlichen Freßfeinde. Der ausgewachsene Käfer ist zwar ein schlechter Läufer, aber ein guter Flieger.

Sein Appetit hält sich in Grenzen; unstillbaren Hunger entwickelten dagegen seine Kinder, die fetten orangeroten Maden auf den

Blattunterseiten, die von hier die Blätter abfraßen. Ein Weibchen legte 80 bis 120 Eier an eine Pflanze. Nachdem es insgesamt bis zu 1200 legen konnte und damit mehrere Generationen pro Jahr entstanden, konnten in kurzer Zeit gewaltige Populationen entstehen, die ganze Kartoffelfelder in kurzer Zeit kahlfraßen. Wir Kinder haben nach dem Krieg in den Hausgärten die Käfer und Maden abgesammelt und vernichtet, z.B. durch eine „Feuerbestattung“. Die Tiere in eine Blechdose, Benzin darüber und angezündet. Das war ein schneller und humaner Tod für die Biester.

Chemisch war den Käfern zunächst nur schwer beizukommen. Das Aufbringen von Kaffeesatz, Minzbrühe oder Meerrettichjauche brachte nur wenig Erfolg. Mit harten Mitteln wie etwa Arsen wurde auch experimentiert. 1944 entwickelte der Chemiker Gerhard Schrader bei der BAYER AG in Leverkusen das Präparat PARATHION, besser bekannt unter dem Markennamen E 605! Dieses Mittel sollte gegen „beißende und saugende“ Schädlinge wirken. Unser Käfer zeigte sich davon wenig beeindruckt, er überstand die Spritzungen meist recht gut, zumal sich ja die Maden auf den Blattunterseiten aufhielten und kaum angesprüht wurden. Der gleiche Chemiker stellte ab 1948 das Mittel POTASAN her (E 838), ebenfalls bei BAYER. Es handelte sich um ein Cumarin-Präparat, das schon besser wirkte. In den Hausgärten wurde das Mittel trocken angewandt. Man füllte das Pulver in einen alten Strumpf. mit dem man durch die Pflanzenreihen ging und durch Klopfen das Pulver auf die Blätter stäubte. Der Erfolg war mäßig, weil ja hier auch wiederum die Maden kaum erreicht wurden. In der Landwirtschaft wurde POTASAN in Wasser gelöst verspritzt. Hier war der Erfolg schon größer. Ich erinnere mich, daß wir in der Drogerie viele Zentner POTASAN verkauft haben.

Selbst in heutiger Zeit wird immer noch behauptet, daß die Amerikaner im II. Weltkrieg die Käfer massenweise aus Flugzeugen abgeworfen hätten, damit sie die Kartoffelfelder kahlfressen und somit die Bevölkerung ausgehungert würde.

Das ist blanker Unfug. Diese Mär wurde ganz offensichtlich damals von der NAZI-Propaganda in die Welt gesetzt. Der Käfer stammt

ursprünglich wohl aus dem US-Bundesstaat Colorado, weshalb er auch unter dem Namen Colorado-Käfer bekannt war. Tatsache ist, daß die Tiere bereits 1877 – also mehr als 60 Jahr vor dem II. Weltkrieg – erstmals in Europa in den Häfen von Liverpool und Rotterdam entdeckt wurden. Im gleichen Jahr wurden sie auch in Mülheim an der Ruhr und in Torgau festgestellt. Der Käfer wurde ganz offensichtlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts durch die stark zunehmende Frachtschiffahrt zwischen den Kontinenten aufgrund der rasanten Industrialisierung in Europa eingeschleppt.

1935 wurde der „Kartoffelkäfer-Abwehrdienst“ eingerichtet. Diese Organisation brachte eine Broschüre heraus mit dem für die NAZI-Zeit so typischen Titel: „Sei ein Kämpfer, sei kein Schläfer, acht´ auf den Kartoffelkäfer.“ Das „Werk“ wurde in den Schulen verteilt, damit die Kinder schon mit der Käferbekämpfung beginnen sollten.

Das Tier ist keineswegs ausgerottet, es taucht immer wieder auf, kann aber mit den heutigen modernen Präparaten gut in Schach gehalten werden. An pflanzlichen Mitteln stehen Auszüge aus der Neempflanze oder aus Pyrethrum (einer Chrysanthemenart) zur Verfügung, die besonders in den Hausgärten Anwendung finden.

Noch einige Anmerkungen zum hochgiftigen E 605, das gottlob bei uns bereits seit vielen Jahren verboten ist. In den Fünzigerjahren des letzten Jahrhunderts haben einige „liebe Menschen“ verschiedene Familienmitglieder mit diesem Mittel ins Jenseits befördert. Sie füllten E 605 in Weinbrandbohnen oder mischten es Blaubeerpudding bei. Für die Esser, die den Geschmack zwar eigenartig fanden, die gereichten Süßigkeiten aber doch zu sich nahmen, trat der Tod schon nach sehr kurzer Zeit ein.

In den Drogerien wurde das Mittel in 1-Liter Aluminiumflaschen aufbewahrt. Hieraus füllten wir dann die Kleinmengen für die Kunden ab. Bei besonders guten, bekannten Kunden stellten wir dann auch schon mal vorsichtig die Frage: „Für wieviele Personen soll’s denn sein?“

Damals war das Geld noch knapp und so brachten viele Kunden eigene Fläschchen mit. Es konnte sein, daß zuvor z.B. Hustentropfen in den

Behältnissen waren. Damit Opa evtl. nicht irrtümlich hieraus ein Schlückchen nahm, wurde auf jeden Fall ein Totenkopf-Aufkleber angebracht. Ferner wurden Name und Anschrift des Käufers im „Giftbuch“ notiert. Damit war der Bürokratie auch schon Genüge getan. Die Vermutung, daß wir Drogisten aber das kleine Tröpfchen, das am Flaschenrand verblieb, mit dem Finger abgewischt und dann abgeleckt hätten, die gehört ins Reich der Sagen.

„Mary“
Ferdie Gielen

Im „Üdsche Heimatblättsche“ hatte ich ja schon berichtet über die Eskapaden während unserer „Sturm- und Drangzeit“. Hierbei war als unser Stammtreff das „Hotel Streit“ aufgeführt. Wir suchten natürlich auch andere Lokalitäten auf, um unseren Durst zu stillen. Dazu gehörte auch das „Haus Brusten“, das ja genau gegenüber der Kirche lag. Die beiden Wirtinnen Clara und Maria sahen uns als gut konsumierende Gäste natürlich sehr gerne kommen. Noch lieber sahen sie uns aber wieder gehen, weil uns bei ihnen die dollsten „Öperkes“ einfielen. Clara zog sich nach unserem Auftritt meist schon zurück und überließ ihrer Schwester Maria den Zapfhahn, die von uns stets nur „Mary“ genannt wurde. Wir belagerten immer die Theke, weil uns hier die Bierchen am besten schmeckten und wir auch sehr schnell wieder Nachschub bekamen.

Links und rechts vom Eingang stand je ein grünes Sofa. Im Sommer fanden wir, daß uns die Bierchen draußen an der frischen Luft noch besser schmecken würden. Gegen den schärfsten Protest der Wirtin packten je zwei Mann die Sofas und trugen sie nach draußen, wo sie auf dem Fußweg unter den großen Fenstern abgestellt wurden. Hier in der „Freiluftwirtschaft“ genossen wir unser Pils oder Alt und grüßten alle Passanten recht freundlich, so wie es unsere Art war. Selbstverständlich

wurden die Sofas von uns auch wieder an Ort und Stelle zurückverfrachtet.

Einer unserer Freunde hatte eine besonders perfide Idee entwickelt, mit der er Mary auf die höchste Palme treiben konnte. Er trank sein Pils aus und stieß dann das leere Glas kurz schräg auf dem Thekenblech auf, wodurch der Fuß des Glases abbrach. Das leere Glas gab er der Wirtin in die Hand und forderte sie mit dem treuesten Blick auf: „Lot maar noch ens de Loff druut“. Dieser Aufforderung kam Mary gern nach. Sie füllte das Glas mit Bier und stellte es auf der Theke ab, wo es nun in Ermangelung des Fußes umkippte. Das ganze Bier ergoss sich über Marys Schürze. Wir grölten ob des gelungenen Streiches, die Wirtin aber kreischte in den höchsten Tönen; sie war dem Kollaps nahe.

Das Fass war leer, also musste die Wirtin in den Keller hinab, um ein neues Fass anzustecken. Gegen ihren heftigen Widerspruch begleiteten fünf oder sechs Mann von uns sie nach unten, um ihr bei der Arbeit zu assistieren. Wir umstanden das Fass und erteilten unsere fachmännischen Ratschläge und das, obwohl niemand von uns je ein Fass angestochen hatte. Zunächst musste das Steigrohr aus dem leeren Fass gezogen und in das volle gesteckt und verschraubt werden. Erst dann durfte die Kohlsäure aufgedreht werden, damit der edle Gerstensaft nach oben in die Zapfsäule strömt. Trotz – oder wegen – unserer Ratschläge hatte die Wirtin das Rohr aber nicht verschraubt, wodurch nun das Bier unkontrolliert aus dem Fass spritzte. Mary und alle ihre Berater wurden mit einer Bauchbinde aus Bierschaum dekoriert.

Auf der Zapfsäule stand immer der kleine Holzständer mit den Papierkragen, die als Tropfenfänger unten um das Pilsglas gelegt wurden. Einer unserer Akteure nahm heimlich einen großen Stoß dieser Papierchen mit um sie auf dem Nachhauseweg draußen auf der Straße und dem Kirchplatz schön zu verteilen. Uns gefiel der Straßenschmuck sehr gut, unserem Pastor aber gar nicht. Am Sonntag-Morgen mussten Gemeindefreier anrücken und per Besen unsere nächtliche Dekoration wieder entfernen. Es wurden später tatsächlich polizeiliche Ermittlungen aufgenommen. Der wahre „Täter“ wurde aber nicht ermittelt, „weil wir uns alle an nichts mehr erinnern konnten“. Im Kollektiv konnte man uns ja nicht verurteilen und so entgingen wir „trotz der Freveltat einer schweren Bestrafung“.

„Wiemele“
Ferdí Gielen

Am Neujahrstag war es üblich, daß wir nach dem Kirchgang die Familien unserer Freunde besuchten und dort ein „Gutes Neues Jahr“ wünschten. Wir wurden natürlich überall bestens bewirtet mit Bierchen und auch mit Korn, Wacholder oder Weinbrand. Hatten wir von der Silvesterfeier noch reichlich Restalkohol im Blut, so wurde durch die Besuche der Alkoholpegel wieder kräftig hochgeschraubt. Nachdem die meisten Freunde im nördlichen oder östlichen Teil von Oedt wohnten, sind wir bis zu den Häusern am Ende der Hochstraße nie vorgedrungen.

Wir besuchten auch eine Schreinerei in der Hochstraße, wo uns ebenfalls gut eingeschenkt wurde. Wir kamen auch in den Hof des Anwesens und sahen, daß im Haus der angrenzenden Gärtnerei nette Menschen am Fenster standen und mit einer Flasche wunken. Diese Geste zog uns magisch an, konnte es sich bei dem Flascheninhalt nur um Gutes handeln. Die Gläschen wurden gefüllt mit Wiemele. Für alle Nichtkenner alkoholischer Getränke sei erklärt, daß es sich hier um aufgesetzten Johannisbeerschnaps handelt. Dieses edle Gesöff trinkt sich sehr gut weg, hinterläßt aber auch seine Wirkung, trotz des relativ geringen Alkoholgehalts von etwa 25 – 28 %vol. Nach einigen Gläschen des Getränks trat bei mir eine verheerende Wirkung ein: es zog mir glatt die Beine weg. Nachdem ich nun weder steh- noch gehfähig war, wussten meine „lieben Freunde“ zunächst nicht, was sie mit mir anstellen sollten. Sie packten mich unter den Armen um mich an einen sicheren Ort zu schaffen, denn bis zu meinem Elternhaus am Ende der Hochstraße war der Weg zu weit. „Mal zog man mich, mal sank ich hin“, bis meine „lieben Freunde“ den Holzverschlag mit den Hobelspänen und dem Sägemehl im Hof der Schreinerei entdeckten. Hier hinein betteten sie

mich, nicht ohne mir vorher noch Mantel und Sakko abzunehmen. Ich fiel sofort in Tiefschlaf.

Später am Nachmittag erinnerten sich die Brüder wieder an mich. Sie kamen, um mich nun nach Hause zu geleiten. Als ich aufwachte, dachte ich zunächst, daß ich mich schon in einer anderen Welt befinde.

Die Burschen hatten mich nicht nur in die Hobelspäne gebettet, sondern mir auch noch einen welken Grabkranz aus der nahen Gärtnerei um den Hals gelegt mit der Aufschrift. „Ruhe sanft“. Zuhause angekommen suchte ich sofort das Bett auf, um im Schlaf den restlichen Alkohol abzubauen, schließlich musste ich am nächsten Tag in der Drogerie wieder einsatzfähig sein. Zu diesem Zeitpunkt schwor ich mir: „Nie wieder Wiemele“. Ich habe tatsächlich lange Zeit dieses Getränk nicht wieder angerührt.

Erst in Augsburg kam ich wieder auf den Geschmack. Wie kam es dazu? Am 30. Juli 1960 verließ ich Oedt, um am 1. August in Augsburg meine erste Stelle als junger Verkäufer in einem Foto-Fachgeschäft anzutreten. Mein Freund Hans-Dieter Missing fuhr mich mit seinem Auto nach Krefeld zum Bahnhof. Vorher wurde aber noch ein kurzer Abstecher in unser Stammlokal „Hotel Streit“ gemacht. Der Wirt, Alex Streit jun., gab mir eine ganze Flasche Wiemele mit als „Wegzehrung“. In Augsburg war das Kolpinghaus mein Domizil. In den ersten Wochen musste ich mein Zimmer mit zwei netten Burschen aus der steirischen Hauptstadt Graz teilen. Denen war unser Leib- und Magengetränk natürlich völlig unbekannt. Sie kamen aber nach sehr kurzer Zeit auf den Geschmack und so war denn der Inhalt der Flasche schon bald „verdunstet“. Leider, denn in Bayern war der gute Stoff völlig unbekannt. Aufgrund dieses Umstandes wurde ich von Wiemele entwöhnt. Bis heute habe ich keinen Schluck davon mehr über meine Lippen gebracht. Hier wurden natürlich andere Alkoholika konsumiert wie Obstler, Enzian oder Zwetschgenwasser, mit denen ich aber schon sehr bald auch Freundschaft schloss.



Ferdi Gielen



Kindergartengruppe 23 bis 33 / Entlassung 1941 oder 1942

Oedter "Salonorchester"

Das Bild müsste um 1920 herum entstanden sein. Es ist nicht bekannt, unter welchem Namen die Musikanten auftraten.

Es dürfte aber sicher sein, daß bei besonderen Anlässen gespielt wurde, etwa bei Hochzeiten, Goldhochzeiten, Jubiläen, großen Geburtstagen o.Ä.

Interessant ist, daß nur die Verheirateten einen Zylinder trugen. Die "Jungmänner" trugen einen steifen schwarzen Hut.

Bekannt ist mir nur der Musikant ganz rechts mit dem Tenorhorn, das ist Matthias Kropmanns.

Die beiden "Jungmusikanten" sind mir sehr bekannt, es waren Onkel von mir.

Links der "Schlagzeuger" war Josef Möckel, der auf der Gurt gewohnt hat und mit der ältesten Schwester meines Vaters verheiratet war. Der Mann mit dem Flügelhorn war Leonhard Gielen, der älteste Bruder meines Vaters, der aber schon 1936 an den Spätfolgen einer Erkrankung aus dem 1. Weltkrieg verstorben ist.

Vielleicht kennen noch ältere Oedter den einen oder anderen der Musikanten.

Ferdi Gielen

10/17

